Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 20

Artikel: Aljoscha der Topf
Autor: Tolstoi, Leo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671077

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aljoscha der Topf

Von Leo Tolstoi

Aljoscha war der jüngste Bruder. Topf wurde er genannt, weil er, als ihn die Mutter einmal mit einem Topf Milch zur Frau des Diakons (Hilfsgeistlicher) schickte, stolperte und den Topf zerbrach. Die Mutter prügelte ihn, die Kinder aber neckten ihn seitdem: „Topf! Topf!" Aljoscha Topf, dieser Spitzname blieb an ihm hängen.

Aljoscha war klein, schmächtig, tölpisch. Die Ohren steckten ihm im Kopf wie Flügel, und die Nase war sehr groß. Die Kinder riefen ihm nach: „Die Nase vom Aljoscha ist wie ein Hund auf einem Hügel!"

Im Dorfe gab es eine Schule, aber das ABC ging ihm nicht ein; er hatte ja auch keine Zeit zum Lernen. Der ältere Bruder war bei einem Kaufmann in der Stadt, und Aljoscha mußte schon von klein auf dem Vater helfen. Er war erst sechs Jahre alt, als er schon mit dem Schwesterchen die Schafe und Kühe auf die Weide trieb, und als er ein wenig größer wurde, fing er an, die Pferde zu hüten — bei Tag und bei Nacht. Mit zwölf Jahren pflügte er und kutschierte den Wagen auf das Feld hinaus. Kräfte hatte er zwar keine, aber er besaß den „Griff". Immer war er heiter. Die Kinder lachten über ihn; er schwieg oder lachte mit. Schalt ihn der Vater aus, so schwieg er still und horchte zu; sobald aber der Vater aufhörte, lächelte er wieder und machte sich flink über die Arbeit her, die er gerade vor sich hatte.

Aljoscha war neunzehn Jahre alt, als sein Bruder zu den Soldaten genommen wurde, und der Vater gab Aljoscha an Stelle des Bruders zu dem Kaufmann in die Stadt. Aljoscha erhielt die alten Stiefel des Bruders, den Hut und die Jacke des Vaters, und man führte ihn in die Stadt. Aljoscha konnte sich nicht genug über seinen Anzug freuen, der Kaufmann war aber mit dem Aussehen Aljoschas nicht zufrieden.

„Ich dachte, du wirst mir für Semjon einen wirklichen Menschen bringen", sagte der Kaufmann, mit einem Seitenblick auf Aljoscha, „nicht so einen Schnaufer. Wozu kann man den gebrauchen?"

„Er kann alles!" sagte der Vater. „Einspannen — und fahren — und arbeiten. Es gibt keine Arbeit, in die er sich nicht gleich verbeißt. Von Aussehen ist er zaundürr, aber er hat Adern!"

„Na gut, wir werden schon sehen."

„Und die Hauptsache ist: er ist geduldig. Auf Arbeit ist er grad toll."

„Was soll ich mit dir anfangen? Laß ihn da."

Und Aljoscha lebte von nun an beim Kaufmann als Faktotum (Diener für alles).

Die Familie des Kaufmanns war nicht groß: da war die Hauswirtin, da war die alte Mutter, der ältere, verheiratete Sohn, der nur einfache Bildung hatte und im Geschäft des Vaters mithalf, und der zweite Sohn, ein Gelehrter; der hatte das Gymnasium besucht und auch die Universität, von wo man ihn jedoch fortgejagt hatte, und lebte nun auch zu Hause bei seinem Vater. Und da war noch eine Tochter, ein Mädchen, das ins Gymnasium ging.

Zuerst machte Aljoscha einen schlechten Eindruck; denn er war angezogen wie ein Muschik (Bauer) und hatte keine Manieren. Zu allen sagte er „du". Aber bald gewöhnte man sich an ihn. Er diente noch besser als der Bruder und war wirklich geduldig. Alle möglichen Arbeiten trug man ihm auf, und alles tat er gerne und flink; ohne zu rasten ging er von einer Arbeit zur andern über. Und wie zu Hause, so auch beim Kaufmann, wälzte man alle Arbeit auf Aljoscha. Je mehr er sich plagte, desto mehr lud man ihm auf. Die Hauswirtin und die Mutter der Hauswirtin, und die Tochter der Hauswirtin, der Sohn der Hauswirtin, der Geschäftsdiener und die Köchin — alle schickten ihn hin und her und verlangten bald dies, bald das. Man hörte nur: „Bruder lauf!" oder „Aljoscha, mache das." „Was ist denn das, Aljoscha, hast du das vergessen?" „Schau, vergiß nicht!" Und Aljoscha lief, machte, schaute, vergaß nicht, und alles geschah zur Zeit; und er lächelte in einem fort.

Die Stiefel des Bruders waren bald zerrissen, und der Kaufmann schalt ihn tüchtig aus, daß er so mit nackten Zehen im Schnee herumwatete,

und befahl ihm, neue Stiefel im Bazar zu kaufen. Die Stiefel waren funkelnagelneu, und Aljoscha freute sich über die Maßen; aber die Füße waren die alten, und gegen Abend taten sie ihm vom vielen Laufen weh. Aljoscha war ganz böse auf sie, daß sie so schmerzten. Aljoscha fürchtete, der Vater werde beleidigt sein, wenn er käme, um das Geld beim Kaufmann abzuholen und der Kaufmann dann das Geld für die Stiefel abziehen würde.

Aljoscha stand auf, bevor der Morgen graute, spaltete Holz, fegte den Hof, fütterte und tränkte die Kuh und das Pferd. Dann heizte er die Oefen, putzte die Stiefel und Kleider der Herrschaft, stellte die Samoware auf, reinigte sie. Dann rief ihn der Geschäftsdiener, damit er die Waren hinaustrug, oder die Köchin befahl ihm, den Teig zu kneten, die Pfannen zu putzen. Dann schickte man ihn in die Stadt, einmal mit einem Zettel, ein andermal als Begleiter der Tochter, die das Gymnasium besuchte, oder um Baumöl für die Alte. „Wo steckst du die ganze Zeit, vermaledeiter Schlingel?" schrie bald dieser, bald jener ihn an. „Wozu gehen Sie selbst? Aljoscha wird springen. Aljoscha! He! Aljoscha!" Und Aljoscha lief.

Zu frühstücken pflegte er im Gehen, und zu Mittag konnte er selten mit den andern zusammen essen. Die Köchin schalt ihn dafür aus, doch stellte sie ihm aus Mitleid das Essen warm.

Besonders viel Arbeit gab es zu den Feiertagen. Aber Aljoscha freute sich auf die Feiertage, weil es da jedesmal Trinkgelder gab, zwar nicht viel, etwa sechzig Kopeken (eine Kopeke war etwa 2,7 Rappen), aber das war sein eigenes Geld, mit dem er anfangen konnte, was er wollte, während er seinen Lohn gar nicht zu Gesicht bekam. Der Vater pflegte vorbeizufahren, nahm das Geld und machte Aljoscha Vorwürfe, daß er zuviel Stiefel zerriß.

Als Aljoscha von den Trinkgeldern volle zwei Rubel zusammengespart hatte, kaufte er sich auf den Rat der Köchin eine rote, gestrickte Jacke, und als er die Jacke anzog, freute er sich so, daß er vor Vergnügen den Mund nicht schließen konnte.

Aljoscha sprach wenig, und was er sprach, stieß er kurz und hastig hervor. Befahl man ihm etwas, oder fragte man ihn, ob er dies oder jenes machen könne, so antwortete er ohne das geringste Zögern: „das kann man alles" und vollführte das Gewünschte sofort.

Gebete wußte er keine, diejenigen, die ihn die Mutter gelehrt, hatte er vergessen; indessen betete er auf seine Weise, indem er die Hände faltete und sich bekreuzte.

So lebte Aljoscha bei dem Kaufmann anderthalb Jahre. In der zweiten Hälfte des zweiten Jahres aber passierte ihm etwas Außerordentliches. Dieses Erlebnis bestand darin, daß er plötzlich erfuhr, es gebe außer dem gewöhnlichen Verhältnis zwischen den Menschen, das die Not diktierte, noch ein anderes, ganz besonderes. Nicht so eines, das einen zwang, Stiefel zu putzen, Einkäufe zu besorgen, das Pferd einzuspannen, sondern eines, in dem sich zeigte, daß man andern nicht zu irgend etwas nötig war, ja in dem man ihm dienen, ihm selbst gut sein könne. Und er, Aljoscha, sei so ein Mensch! Er erfuhr dies durch die Köchin Ustinja. Ustiuscha war eine Waise, jung, ebenso arbeitsam wie Aljoscha. Sie fing an Aljoscha zu bemitleiden, und Aljoscha verspürte zum erstenmal, daß er, er selbst, nicht seine Arbeit, einem andern Menschen wert sei. Als die Mutter ihn bemitleidete, da merkte er es nicht, es schien ihm das ganz in Ordnung zu sein und ungefähr so, wie wenn er sich selbst bemitleidete. Aber da sah er plötzlich, daß Ustinja, eine ganz Fremde, ihn bemitleidete. Sie ließ ihm Grieß mit Butter übrig, und wenn er aß, schaute sie, das Kinn in die Hand gestützt, ihn an. Er schaute sie auch an, dann lachte sie, und er lachte auch.

Das war so neu und so seltsam, daß es zuerst Aljoscha erschreckte. Er fühlte, daß ihm das beim Dienen schaden werde, wie er jetzt diente. Doch wenn er seine Hosen anschaute, die Ustinja geflickt hatte, war er wieder zufrieden, schüttelte den Kopf und lächelte. Bei der Arbeit oder beim Laufen in Geschäften erinnerte er sich oft an Ustinja und sagte: „Ei, Ustinja!" Ustinja half ihm, wo sie nur konnte, und er half ihr. Sie erzählte ihm ihre Schicksale, wie sie Waise wurde, wie ihre Tante sie zu sich nahm, wie man sie in die Stadt gab, wie ein Kaufmannssohn sie zu einer Dummheit verleiten wollte, und wie sie ihn

abwies. Sie liebte es zu sprechen, und ihm war es angenehm zuzuhören. Er vernahm, daß es in den Städten oft vorkam, daß Muschiks, die als Arbeiter da waren, Köchinnen heirateten. Einmal fragte sie ihn, ob man ihn bald verheiraten werde. Er antwortete, er wisse es nicht und habe keine Lust, eine vom Dorfe zu nehmen.

„Hast du dir vielleicht schon eine angeschaut?" sagte sie.

„Ja, ich würde dich nehmen. Willst du?"

„Ei, schau einmal an, er ist nur ein Topf, und wie geschickt er es zu sagen wußte!" sagte sie, indem sie ihm mit dem Handtuch einen Schlag auf die Schulter gab. „Warum sollte ich nicht wollen?"

Zu Fasching kam der Vater in die Stadt, um das Geld zu holen. Die Kaufmannsfrau hatte von den Heiratsplänen Aljoschas erfahren, und das mißfiel ihr sehr. „Sie wird in die Umstände kommen," sagte sie zu ihrem Mann, „und wozu ist sie dann zu gebrauchen?"

Der Kaufmann gab dem Vater das Geld.

„Nun, wie lebt der Meinige dahier? Gut?" sagte der Muschik. „Hab ich's nicht gleich gesagt, daß er geduldig ist?"

„Das schon," gab der Kaufmann zurück, „aber Dummheiten hat er sich in den Kopf gesetzt. Er will unsere Köchin heiraten. Ich mag Verheiratete aber nicht behalten. Uns paßt das nicht."

„Ein Narr, ein Narr! Aber was er sich da in den Kopf gesetzt hat," sagte der Vater, „das werde ich ihm bald austreiben. Ich werde ihm befehlen, das zu lassen."

Der Vater begab sich in die Küche und setzte sich, den Sohn erwartend, an den Tisch. Aljoscha lief gerade in Geschäften und kam keuchend zurück.

„Ich dachte, du bist auf einem ordentlichen Weg? Und du? Was sind das für Absichten, die du hast?" sagte der Vater.

„Ich? Keine Absichten — nichts."

„Wieso nichts? Heiraten willst du. Ich werde dich verheiraten, verstanden? wann die Zeit kommt, und ich werde dich mit einer verheiraten, wie es sich gehört, nicht mit einer Stadtschlampe."

Viel sprach der Vater noch, und Aljoscha stand da und seufzte. Als der Vater zu Ende war, lächelte Aljoscha.

„Man kann es auch lassen," sagte er.

„So ist's recht."

Als der Vater fortging und Aljoscha mit Ustinja allein war (sie hatte dem Gespräch zwischen Vater und Sohn hinter der Tür gelauscht), sagte er:

„So steht unsere Sache. Es ist nicht gut ausgegangen. Hast gehört? Er wurde bös; erlaubt's nicht."

Sie fing an still in ihre Schürze zu weinen.

Aljoscha schnalzte mit der Zunge.

„Wie sollt' ich denn nicht gehorchen? Es scheint, man wird's wohl lassen müssen."

Abends, als die Kaufmannsfrau ihn rief, damit er die Fensterläden schließe, sagte sie zu ihm:

„Nun, wie ist's? Gehorchst du dem Vater? Wirst du die Dummheiten lassen?"

„Muß sie wohl lassen," sagte Aljoscha, fing an zu lachen und zugleich zu weinen.

*

Seit dieser Zeit sprach Aljoscha nicht mehr vom Heiraten mit Ustinja und lebte wie vorher.

In den Fasttagen hieß ihn der Geschäftsdiener den Schnee vom Dach herabholen. Aljoscha kroch auf das Dach, säuberte es gänzlich vom Schnee, begann die Eiszapfen von der Rinne abzustoßen, rutschte aus und stürzte samt der Schaufel herunter. Zum Unglück fiel er nicht in den Schnee, sondern auf den mit Blech gedeckten Eingang. Ustinja und die Tochter des Kaufmanns liefen herbei.

„Hast du dich angeschlagen, Aljoscha?"

„Ja angeschlagen — macht nichts."

Er wollte aufstehen, konnte aber nicht und fing an zu lächeln. Man trug ihn ins Dienstbotenzimmer, der Feldscher kam, untersuchte ihn fragte, wo es weh tue.

„Es tut weh — überall — aber es macht nichts. Nur wird der Hauswirt beleidigt sein. Man muß es den Vater wissen lassen."

Aljoscha lag zwei Tage, am dritten Tag ließ man den Popen (Priester) rufen.

„Was, hast du im Sinn zu sterben?" fragte Ustinja.

„Was ist dabei? Werden wir denn immer le-

ben? Einmal muß man," sagte Aljoscha, die Worte kurz herausstoßend wie immer.

„Ich danke dir, Ustinja, daß du mich bemitleidet hast. So ist es auch besser, daß man uns nicht heiraten ließ, sonst wäre es zu nichts. Jetzt ist alles gut."

Als der Pope kam, betete er nur mit den Händen und mit dem Herzen. Und in seinem Herzen war's ihm, daß, wie es gut ist, wenn man hier gehorcht und niemanden beleidigt, es auch dort gut sein wird.

Er sprach wenig, nur bat er öfter um Wasser, und wunderte sich fortwährend über irgend etwas.

Er wunderte sich, streckte sich und starb.

LILIEN

«Nehmet wahr die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, so spinnen sie nicht. Ich sage euch aber, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht ist bekleidet gewesen, als deren eine» (Lukas-Evangelium 12. 27.). Hohe, himmlische Lehren, die der grosse Meister von Nazareth an die Lilie knüpft, die als eines der schönsten Kinder Floras im Morgenlande wild wächst. Die Lilie oder Ilge, deren Name als Lehngut aus dem Lateinischen schon ins Althochdeutsche Aufnahme findet, gehört mit Rose und Nelke zu den drei eigentlichen Zierblumen des mittelalterlichen Ziergartens, der im «Wurzgarten», der dem Anbau der Heil- und Gewürzkräuter dient, einen Vorläufer hat.

Aus dem Klostergarten — St. Gallen und Reichenau sind ja Mittelpunkte der Gartenkultur — findet die Lilie durch Mönche, die als Lehrer und Gebildete auf den Schlössern der Feudalherren verkehren, Aufnahme im Burggarten. Aber die auf aussichtsreicher Höhe geschaffene Stätte, wo einer Burgfrau milde Hand Floras Kinder betreut, wird der Ilge zu eng. Flucht in die Freiheit, in Gottes weiten Waldgarten. Kommt es dem erstaunten Wanderer, der mitten im einsamen Forst der seltenen Türkenbundlilie (Lilium Martagon) begegnet, wohl zum Bewusstsein, dass er hier einen verwilderten Abkömmling eines Kloster- oder Herrensitzes vor sich hat?

Ohne menschliche «Lieb und Pflege» erhebt die Mutter Natur die weisse Lilie (Lilium candium), die klassische, weitverbreitetste Art dieser Gattung, zu einer glänzenden Fürstin im Blumenreiche, die ihre Blütenkelche in Demut vor noch höheren Majestäten neigt. Altäre, Wände und Decken, wie auch den goldenen Leuchter der Stiftshütte schmücken die Israeliten mit Lilien aus blinkendem Metall.

In den frühesten Zeiten des Altertums liegt der Ursprung des Lilien-Kultes. Schon in Babylon wird die mit der Rose gepaarte Lilie verherrlicht. Sinnbild der Unschuld, der Demut und Sanftmut ist die weisse Lilie seit alter Zeit ihrer Farbe wegen. In der griechischen Mythe erscheint die königliche Blume, die «Rose der Juno», als Symbol der Würde und Reinheit. Die römische Kultur erhebt die Vornehme, zweites Blumen-Attribut der Venus, zum Sinnbild der Hoffnung. Als Symbol der Reinheit und Unschuld geht die weisse Lilie auch in die Symbolik des Christentums über, wo sie heute noch in hohem Ansehen steht. Daneben ist die Erhabene aber auch noch Sinnbild des blassen Todes, der Kummer und Herzeleid im Gefolge hat. Die weisse Lilie leuchtet als Geschenk in der Hand der holden, lebensfrohen Jungfrau bei feierlichem Anlass. Zum Zeichen der Trauer und Treue liegt die reine Blume als letzte Liebesgabe auf dem Sarge eines durch den unerbittlichen Tod Abberufenen oder schmückt dessen Grab. Früherer Volksglaube stattet die Unschuldsblume, in der der Verstorbene weiterlebt, mit der Wunderkraft aus, in angezweifelten Fällen für dessen Unschuld zu zeugen. Weisse Lilien in beglückender Reinheit sind es, die Raffaels Engel den Verstorbenen darbieten. Der katholische Kultus lässt das Marienbild an hohen Festtagen mit Lilien bekränzen. Auch ist die weisse Ilge dem heiligen Joseph geweiht. In der Hand des heiligen Aloysius wird die leuchtende Unschuld zum Sinnbild dessen Seelenadels. Eine Lilienkrone schmückt das Haupt der Jungfrau, die zur Einsegnung geht oder ein Kindlein zur Taufe hält. Als heilige